Sonntagsblatt des

Staats-Anzeiger und Herold.

Grand Island, Nebr., Donnerstag, den 10. Mai 1917

Die gestohlene Gans.

Eine lustige Geschichte von Dr. Fritz Wertheimer.

Seinen Vatersnamen wußte fast niemand in der Kompanie. Jedermann nannte ihn schlankweg Peter, und wenn man vom Peter sprach, so gab es fast keinen in der ganzen Division, der nicht gewußt hätte, welcher Peter gemeint war. Jeder kannte den hohen, gut gewachsenen Mann, mit dem Graukopf und den guten, blauen, meist schalkhaft blitzenden Augen. Man wußte, daß er trotz seiner 55 Jahre als Kriegsfreiwilliger mitauszog und durch Frankreich und Rußland tapfer mitmarschierte, bis ihn eines Tages die Kugel haschte. Dann kam er zur Sanitätskompanie, aber als einen Ruheposten faßte er das nicht auf. Bald war er die Seele der ganzen Kompanie.

Was er im Zivilleben gewesen, war nicht so recht klar, im Kriege jedenfalls verstand er alles. Seit vielen Monaten lag die Kompanie im Stellungskriege in den gleichen Dorfquartieren. Da baute Peter die besten Birkenholzmöbel, fertigte aus den groben Hemden der Panjefrauen herrliche Gardinen, bastelte Bilderrahmen. Zu Peter brachten die Bauersfrauen stets die beste Butter, ihm fehlte es nie an Milch und Eiern. Er brauchte bloß seinen Graukopf schelmisch nach der Seite zu drehen und mit den Augen zu zwinkern, und alles war da, was er nur wollte. Peter zog Gemüse und Salat, mehrte das Hühnervolk und mästete die Schweine, Peter war gewählter Vorstand der kleinen Kompaniemarketenderei und der Gefangstruppe. Neulinge horten mit respektvollem Ernst, selbst der beratende Chirurg habe einst mit einer Operation gewartet, bis Peter geholt worden sei. Er war vielseitig und unermüdlich, stets hilfsbereit und freundlich. Er war mutig und tapfer, wie der edelste Ritter und hatte ein weiches Herz wie die mildeste Frau. Kein Sperling hüpfte im Gärtchen vor seiner Tür, dem er nicht ein paar Brosamen hingeworfen hätte. Ja, sogar der mächtige, schwarze, klapperdürre Köter, der halbverhungert über die Felder strich, und nach dem sie alle mit Steinen warfen, weil er ein wirklich ekelhaftes Vieh war, besaß in ihm einen Freund und Helfer. Keiner in der Kompanie, so dachte man, hätte gewagt, einer Blume die Blüte zu rauben, die Peter liebte, keiner ihm Schmerz zu bereiten.

Und doch kam der Tag des Unglücks über Peter. Er, der für alle sorgte wie ein Vater, hatte auch eine Spezialfreude für sich selbst auf Lager. In einem engen Gatter, aus dem gerade ihr Hals herausragte, wie ein schlanker weißer Turm über dem Kirchendach, stand auf dem Geflügelhof eine Gans. Die war sein Eigentum. Martini ohne Gansbraten war für Peter ein Begriff wie eine Sanitätskompanie ohne Chefarzt. Für den Martinitag mästete er denn seine Gans, mit Haferkörnern, die er auflas, wenn einmal irgendwo etwas verschüttet ging, mit Mais, den ihm die Bauern abgaben, mit Brotresten, die andere achtlos wegwarfen. Die Gans schien seine Mühe lohnen zu wollen. Sie ging auf wie ein Bäckerbauch und wurde fettleibig und behäbig. Peters Blick empfing sie schon mit steigendem Behagen, seine Nase genoß schon die Vorfreude des Bratendunstes, er klopfte sich schon immer schmunzelnd auf den Magen, so oft er die Gans nur ansah.

Aber auch noch andere Leute sahen die Gans. Da lebte in einem Hause nahe von Peters Wohnung ein Halbzug der Sanitätskompanie, den man den Barbierszug nannte, weil ein kurzer, dicker, geschäftiger und redegewandter Barbier in ihm das große Wort führte. Der Barbier war ein Freund eines gewissen Wohllebens mit nicht gar zu viel eingestreuter Arbeit. Er nörgelte und neckte gern, und in dem Halbzug verdarb sein Beispiel gute Sitten. Dieser Barbier ging des öfteren an Peters Hühnerhof vorbei und sprach dann immer ein wenig mit dem Besitzer, über den Garten, den Hühnerhof, die Gans im besonderen. Zuhause machte er den anderen den Mund wässerig mit Peters leckerem Martinibraten. Dann beobachtete er so im stillen die Wirkung der Worte, und wurde immer zufriedener. Peter war arglos und tat seine Arbeit. Als der Barbier einmal abends wieder vorbeikam, rief er ihm wohl zu, na, nun sei sie fett genug, unter Brüdern wohl ihre dreißig Mark wert, übermorgen, da müsse sie dran glauben. Beide lachten noch zusammen.

Am nächsten Morgen war die Gans verschwunden. Als der Peter auf seinen Hof kam, fiel ihm das Fehlen des Gatters zu allererst auf. Von Schreien und Schnattern hatte er nicht gehört, alle Türen waren ordnungsmäßig verschlossen. Peter suchte in allen Ecken und Winkeln, kroch zum Hühnervolk und in den Schweinestall, durchspürte den Boden und die Wagenremise. Die Gans fand er nicht. Der erste, der ihn in seinem Unglück traf und vorbeikam, war der Barbier, der heute ausnahmsweise frühen Dienst hatte. Sein Mitleid war wirklich rührend. Wie er auf den Elenden schimpfte, der Peter solches antat! Wie er hilfsbereit war! Sein ganzer Halbzug solle im Dorfe suchen helfen, alle dienstfreien Leute würden da mittun, ihrem Peter seine Gans wieder zu verschaffen. Es werde alles noch gut werden. Und weg war er.

Aber auch die Gans war und blieb weg. Peter ließ den Kopf hängen und hatte jegliche Freude an der Menschheit und am Martinitage verloren. Sein verstörtes Wesen fiel auf, die Geschichte von der gestohlenen Martinigans ging wie mit Windeseile durch alle Quartiere und Unterstände.

Auch der Chefarzt hörte davon. Das war ein alter, gütiger, weltkluger Geheimrat, ein Mann mit Humor und Witz, der ganz elend saugrob werden konnte, aber immer rasch wieder gut war. Der Peter tat ihm leid, und er beschloß, ihm zu helfen. Eine Ordonnanz erschien und bestellte den Peter zum Chefarzt. Peter mußte erzählen. Wie ein Meisterdetektiv begab sich der alte Geheimrat auf die Suche, wie ein Spürhund schnupperte er nach jeder Fährte. Zuerst hielt er einen Lokaltermin ab, von dem er allerdings unaufgeklärter als zuvor zurückkehrte. Dann forschte er nach der Herkunft der Gans und untersuchte genau ihren Werdegang. Da kam der Peter denn ins Plaudern. Ach, er wußte ja so genau Bescheid, jedes Pfund wöchentlicher Gewichtszunahme hatte er im Kopf. Welch zahlreiche Freundesschar hatte nicht Peters Gans in der ganzen Sanitätskompanie! Jeder kannte, jeder liebte sie. Der Barbier zum Beispiel, wie hatte er sie noch am Abend vorher begutachtet und wie rührend benahm er sich am Morgen, als er zuerst von dem Unglück erfuhr!

Wie von der Tarantel gestochen fuhr der Chefarzt auf. Der Barbier, ausgerechnet der Barbier? Er kannte doch seine Leute, und gerade den Barbier, den mochte er nicht. Die berühmte innere Stimme aller Meisterdetektivs sagte ihm: Der und kein anderer war's! Von neuem ging die Untersuchung los, und langsam häuften sich die Indizienbeweise. Der Peter wurde selbst ganz stutzig, als er merkte, wo die Sache hinauswollte, und als ihm der Gedanke vertrauter wurde, da kam ihm die und jene Erinnerung, und auf einmal wußte er eine Menge Einzelheiten, die ihm früher gar nicht so sehr zum Bewußtsein gekommen waren. Der Barbier war's, darüber bestand alsbald weder beim Untersuchungsrichter noch beim Zeugen ein Zweifel. Daß die Gans futsch und verschwunden, längst verzehrt und verdaut war, darüber allerdings auch nicht.

Der alte Geheimrat wurde ordentlich warm. Er dachte schon weiter: Wie den Peter rächen, wie den Barbier strafen? Wie ein Exempel statuieren ohne die Juristen, die der alte Medizinmann haßte, wie das böse Gift? Wie dem Peter Genugtuung verschaffen für die Kosten und den entgangenen Genuß? Mit großen Schritten ging der alte Herr in der Stube umher. Peters Gans war auf einmal seine Gans, Peters Rache seine Rache. Ganz plötzlich zuckte es in ihm auf, als er zum Fenster hinausstarrte. Dort drüben trottete in den Ackerfurchen der alte, schwarze, dürre Köter herum, düster, ungelenk wie ein junges Kalb. Das war's, so ging's. Er winkte den Peter heran und redete leise auf ihn ein. Der bekam einen Schreck, als ob ihn der Schlag gerührt hätte, aber der alte Herr ließ nicht locker, redete, bat, wetterte. Bis sich Peters Züge erhellten, der Schalk aus seinen blauen Augen blitzte und er wacker in die dargebotene Rechte einschlug. Diese Martinsgans sollte fürchterlich gerächt werden.

Am anderen Tage verbreitete sich seltsame Kunde. Peter hatte als Ersatz für die gestohlene Gans von einer Panjefrau den fast sagenhaften Schatz eines Hammels erstanden. Das war nun für den Martinsschmaus eines einzelnen Mannes etwas viel, und so wollte er in freundnachbarlicher Gesinnung den Barbierszug zum Essen einladen. Nur müsse jeder ein wenig zu den Kosten beitragen, drei Mark, was in Anbetracht dessen, daß der Peter beim Proviantamt durch seine guten Verbindungen noch ein 20 Literfäßchen echten Bieres besorgt hatte, gar nicht viel war. Wer da nicht zugestimmt hätte! In Scharen kamen sie von allen Seiten. Jeder wollte gern mit von der Hammelpartie sein. Aber der Peter beschränkte die Einladung streng und unerbittlich auf den Barbierszug. In dessen großer Stube sollte ja auch, weil Peters Raum zu eng war, der große Schmaus stattfinden. Wenn der Divisionsstab selbst ein Fest gegeben hätte, hätte man kaum mehr davon sprechen können als von Peters Einladung.

Der Martini-Abend kam. In der Barbierstube waren die Wände mit Tannenreisig festlich geschmückt, und am großen Tisch war man fest bei der Arbeit. Das war mal keine öde Feldküche, das war Peters Kunst und eine Prachtleistung des chefärztlichen Kochs, den der gute Geheimrat aus besonderer Gönnerschaft seinem Peter zur Verfügung gestellt hatte. Aus einem Liter Bier für den Mann wurden zwei und drei, Peters Faß schien immer voller statt leerer zu werden. Dieses Essen und solches Bier für drei Mark: der Peter war doch ein Mordskerl, und man ließ ihn ein über das andere Mal hochleben. Die Stimmung wurde behaglich, wie sie nur sein kann, wenn viel vollgegessene Bäuche sich an gutem Bier laben.

Da kam der Koch mit einem besonderen Trumpf. Er hatte die Hammelsleber eigens gebraten und brachte sie auf einer von verheißungsvollem Duft umschwebten Platte herein. Jeder wollte noch einen Happen haben, aber Peter, der Festgeber, entschied, daß sie der Barbier allein verzehren solle, weil er doch der geistige Führer des Halbzuges sei. Der Barbier blähte sich bei der Schmeichelei auf wie ein Luftballon. Einmal, weil er wirklich schon sehr viel gegessen hatte, und dann aus Freude über Peters Anerkennung. Die Leber fand noch ganz guten Platz in einigen vergessenen Ecken seines Magens. Er kaute und schmatzte und wußte nicht genug die Kunst des Kochs zu rühmen. Dann trank man weiter und ließ den Koch hochleben. Das war auch ein Mordskerl, der Koch, wie er sich jetzt nach getaner Arbeit zum Kreise setzte und beim Bier mithalf. Er könne eigentlich Hammelduft nicht ertragen, meinte er, und müsse jetzt „herunterspülen". Er spülte tüchtig.

Es wurde allmählich qualmig in der Stube, und der Knasterdampf lag wie ein undurchdringlich dicker Herbstnebel im Raum.

Da kam der Koch mit einem glänzenden Einfall: Wo ein Hammel sei, müsse doch auch ein Hammelfell sein! Das sei aber doch der prächtigste Zimmerschmuck, Bettvorleger, Wandbehang, Decke. Das müsse der Peter herausrücken. Nein, nicht schenken, überschrie der Koch das allgemeine Hallo, man werde es amerikanisch versteigern. Das gäbe ein Gaudium. Jeder könne bieten, mindestens 10 Pfennig, höchstens eine Mark, jedes Gebot sei sofort bar zu bezahlen, also für zehn Pfennig könne da einer ein Hammelfell bekommen! Der Koch leierte seinen Vorschlag herunter, als ob er ihn auswendig gelernt hätte. Ob ihn die anderen so recht kapierten, schien bei der vorgerückten Stunde zwar einigermaßen zweifelhaft. Aber nun bewährte sich die geistige Führerschaft des Barbiers. Er kannte sich aus. Genau das gleiche hatten sie einmal beim Feste der Innung gemacht, und das sei ein Mordsspaß gewesen. Schon war der Vorschlag allgemein angenommen. Der Peter wollte erst mit dem Fell nicht recht heraus; er wolle es für sich behalten. Aber schließlich gab er nach. „Nein, nicht weggeben," schrie der Koch, „zuerst wird versteigert und dann zum Schluß wird das Fell feierlichst herbeigeholt und dem neuen Besitzer umgehängt." Tosender Beifall umbrauste den Koch, der schon auf einem Stuhle stand und ausbot.

„Eine Mark," sagte schüchtern der Peter.

„Eine Mark zum ersten," echote der Koch, und schon kamen neue Gebote. Es klimperte hell überall in den Taschen, und des Kochs Mütze wurde schwer. Dieser Koch war ein ganz gewiegter Versteigerer, er holte mit seiner Art, den Zuschlag schon immer fast zu erteilen, den Leuten die letzten Nickel aus der Tasche. „Und zehn," „und fünfzig", so scholl es in der Runde. Der Barbier hatte den dicksten Bauch, in dem das meiste Bier Platz hatte, und besaß demzufolge noch die meiste Besinnung. Er hielt sich zurück, bis der anderen Taschen leer waren, dann bot er plötzlich wie ein Wilder. Endlich kam der feierliche Zuschlag. Stolz schweiften die feuchten Barbiersäuglein über den Zug.

„Das Fell holen, das Fell holen," brüllte alles.

Der Koch und der Peter gingen schon zur Tür und versprachen, es gleich zu bringen. Drinnen tobte man und sang ein Lied und trank weiter vom Bier. Draußen schoben der Peter und der Koch einen schweren Tisch vor die Tür und richteten mit Balken und Klötzen langsam eine feste Barikade her, dann öffneten sie einen schmalen Spalt in der Tür und steckten an einer Stange das Hammelfell hinein.

„Hier ist das Fell," brüllte der Koch, zog die Türe zu, drehte den Schlüssel um und schob mit dem Peter die schwere Barrikade vor.

Als drinnen gespenstisch und furchtbar das Fell des schwarzen Hundes erschien und der Hundekopf auf der Stange in seiner ganzen grauenvollen Scheußlichkeit auftauchte, wurde es für einen Augenblick mäuschenstill. Dann brach der Sturm los. Es plätscherte wie ein aufgeregtes Meer, es tobte wie wilde Brandung im Sturm, es brüllte und schrie, wetterte und raste. Man hörte jeden einzelnen Kraterausbruch von draußen. Einer begann dem Hunde zu opfern, und sein Beispiel wirkte ansteckend. Es war wie die Seekrankheit. Einige wenige Tapfere wehrten sich wie verzweifelt, bis der Hammelhund auch sie überwältigte.

Der Peter und der Koch warteten, bis das wilde Rasen in ein stilleres Stöhnen überging. Einmal klatschte es. Da gab einer dem halbtoten Barbier eine Martiniohrfeige von seltener Güte. Der würgte nur leise weiter. Der Koch und der Peter eilten zum Chefarzt, der schon ganz aufgeregt in seiner Stube mit langen Schritten umherging, und dem nur eines leid tat, daß er nämlich die Verwirklichung seiner Idee nicht selbst mit hatte ansehen können. Dem alten Geheimrat rannen die Tränen über die Backen, so lachte er. Peter wies den Erlös vor. Sechzig Mark Essensbeitrag, 21 Mark von der amerikanischen Versteigerung, das deckte die Kosten des Bieres und der Zutaten zum Braten, namentlich des gekauften Hammelfettes; ja es blieben noch gerade die Gelder, den Gansbraten dem Peter reell zu bezahlen.

Noch in der Nacht schickte der gerissene alte Geheimrat dem Barbierzug einen Befehl, morgens um 5 Uhr wollte er den Zug besichtigen. Da standen sie nun, die Jammergestalten, bleich wie die schwindende Mondsichel, elend, frierend wie die Hunde. Und wenn einer schon das Wort „Hund" nur dachte! Und ausgerechnet vor Peters Haus mußten sie unter der Fuchtel eines ob des Frühaufstehens ziemlich grimmigen Sergeanten zeigen, daß auch Sanitätssoldaten Griffe klopfen und Parademarsch machen können. Peter stand lächelnd vor seinem Hause und sah zu. Er spielte mit einer Gans, die ihm soeben eine Panjefrau gebracht hatte.

Um 8 Uhr fanden sich in der Revierkrankenstube viele Patienten ein. Als erster kam der dicke kurze Barbier, dessen Bauch eingefallen schien, wie ein verregnetes Fahnentuch. Anstelle des jungen Assistenzarztes amtierte heute der Geheimrat selbst. Der Barbier erzählte schluckend, er müsse sich erkältet haben. Würdig untersuchte der Chefarzt. Dann diktierte er dem Schreiber den Befund: „Schreiben Sie: Magen verdorben infolge Genusses von alter Hundeleber."

Da verlor der Barbier den letzten Halt. Der Schreiber konnte gerade noch zur Seite springen. Der alte Geheimrat zuckte mit keiner Wimper. Von den anderen Patienten war nichts mehr zu sehen.

Der Peter hatte ohne Gans sein Martinifest feiern müssen. Aber von seiner gestohlenen Gans, dem Feste und den Hundefressern sprach eine ganze Division lachend wochenlang. Peters Hühnerhof gedieh, die neue Gans wurde fett. Von einem Diebstahl hat man nie wieder gehört.

Der Freund des Oberdoktors.

Von Martin Proskauer.

Sergej Pudjaff, der reiche Bauer, hielt die Pferde vor der Tür der Apotheke an und kletterte aus dem Schlitten. Der Apotheker ging dem Freunde entgegen, führte ihn in die Stube hinter dem Laden und goß ihm ein Gläschen Schnaps ein.

„Ich komme um deinen Rat, Wassily Petrowitsch," schnaufte der dicke Bauer, „mein Sohn muß sich im nächsten Monat nun auch zur Untersuchung stellen."

„Aha," nickte der Apotheker verständnisvoll, „du willst ihn frei haben?"

„Natürlich, Herzchen," sagte Pudajeff, „es ist doch mein Einziger. Was braucht er zu dienen und in den Krieg zu ziehen! Hast du nicht so ein Mittelchen, das ihm ein bißchen kränkliches Aussehen gibt?"

Der Apotheker hob abwehrend die Hände: „Was denkst du, Sergej Gawrilowitsch — ich bin doch sozusagen auch ein Beamter, ein studierter Mann wie der Militärdoktor selber, und —" setzte er hinzu, „so ein Mittel gibt's nicht. Aber geh doch zu Njerchachoff, der macht dir deinen Sohn frei wie nichts!"

„Wirklich, kann er das?" fragte Pudajeff mißtrauisch.

„Wenn ich dir sage, Bruder," bekräftigte der Apotheker, „das ist der Mann für dich! Weißt du, der hat so geheime Beziehungen zu den Oberdoktoren, der kennt ganz oben im Gouvernement die rechten Leute — wenn einer freimachen kann, ist es der Iwan!"

„Was macht er denn?"

„Nichts," rief Wassily begeistert, „eben gar nichts. Du gibst ihm einfach zweihundert Rubel, und er spricht — na eben dort, wo er sprechen muß — und die Sache ist gemacht! Und ehrlich ist der Iwan, grundehrlich, sage ich dir. Siehst du, manchmal ist der Bengel zu stramm und kräftig, daß der Zar ihn durchaus für seine Garde haben will — da gibt die der Iwan Njerchachoff deine zweihundert Rubel wieder — und nicht einer fehlt!"

Der Apotheker sah den Freund triumphierend an. Das letzte schien den Bauern zu beruhigen, und er sachte: „Gut, gut! Wo wohnt der Mann?"

„Ganz unten in der Vorstadt. Aber du hast ja den Schlitten da, laß uns hinfahren!"

Die beiden erhoben sich und stiegen in den Schlitten, der rasch durch die verschneiten Straßen der Vorstadt glitt.

Vor einem niedrigen Hause hielt er an, und der Apotheker führte den Bauern zu Iwan Njerchachoff, einem kleinen stillen Mann mit langem krausem Bart. Der hörte das Anliegen ruhig an und sagte: Sergej Gawrilowitsch, ich will tun, was ich kann. Aber es kostet zweihundert Rubel. Wenn dein Sohn doch nicht frei kommt, weil er dem Väterchen zu gut gefällt, bekommst du das Geld zurück!" Dann holte er ein dickes Buch, in das er genau alle Angaben über den kostbaren Sohn des Sergej Gawrilowitsch Pudajeff eintrug.

Als die beiden zur Apotheke zurückfuhren, sagte Wassily Petrowitsch, der Apotheker, triumphierend: „Nun, Herzchen, was habe ich dir gesagt? Mein Freund Wanja, das ist ein Kerl! Siehst du, der hört dich an, nur ein Wort da oben an der rechten Stelle — schon ist's gemacht. Freilich, wir haben ja noch andere Freimacher hier; den Juden, den Isaack Mendel, und noch ein paar. Aber die malen dir Krampfadern und machen Ohrflüsse — lauter dummes Zeug, auf das wir studierten Leute nicht reinfallen. Mein Wanja aber, der geht und spricht sein Wörtchen bei dem Oberdoktor— da kann der Militärdoktor einfach gar nichts mehr machen!"

Der Bauer dankte dem Apotheker für den guten Rat und versprach, ihm ein kleines Stierkalb zu schenken, wenn sein Junge freikäme. —

Der Tag der Untersuchung kam heran und brachte eine Anzahl großer ungeschlachter Bauernlümmel in die Stadt, die in den Kneipen und Teestuben herumlärmten, bis sie vor dem Arzt aufzumarschieren hatten. Der Bauer Sergej Pudajeff brachte seinen Sohn selbst im Schlitten in die Stadt und fuhr noch einmal bei Iwan Njerchachoff vor, der ihn beruhigte: „Alles ist eingeleitet, Sergej Gawrilowitsch, außer deinem Jungen hab' ich allein heute dreißig andere Söhnchen zu beschützen. Gott wird helfen!"

Am Nachmittag war die Untersuchung beendet und der Sohn des Bauern Pudajeff als tauglich befunden und zur Artillerie ausgehoben worden. Der Vater war zuerst ganz bestürzt und raste in die Vorstadt zu Iwan Njerchachoff, der ihn zu beruhigen versuchte: „Es ging eben nicht, Sergej Gawrilowitsch," redete er dem schimpfenden Bauern zu. „Warum hast du auch so einen strammen Jungen, er war ja kräftiger als alle andern, die da waren!"

Der erzürnte Vater sah ihn halb zweifelnd, halb geschmeichelt an.

„Na ja doch," nickte Njerchachoff, „der Doktor hat mir's selber gesagt. Wanja, hat er gesagt, zehn habe ich dir freigeben können; aber den jungen Pudajeff muß ich nehmen. Das ist ja ein Riesenkerl, das wird ein Schmuck für das ganze Regiment. Es kostet mich den Kragen, wenn ich den freilasse!"

Und als Njerchachoff die zweihundert Rubel auf den Tisch zählte und eine große Flasche Wodka herbeitrug, war der Bauer getröstet und sogar schon ein bißchen stolz auf den Sohn.

Und er rühmte jedem Vater eines militärpflichtigen Sohnes, wie tüchtig und besonders — wie ehrlich Iwan Njerchachoff, der Freund des Oberdoktors, in der Stadt sei. So blühte das Geschäft des braven Iwan weiter, sobald ein neuer Gestellungstermin heranrückte.

Da kam eines Tages Potschka, die rundliche Ehefrau Njerchachoffs, in sein „Kontor" und sagte: „Wanja, du mußt jetzt auch bald etwas für unsern Pawel tun, du weißt, er muß sich nächstens stellen. Geh, sprich rechtzeitig mit deinen Freunden!"

„Potschka, meine Knospe," sagte Njerchachoff sanft, „setz' dich dort auf den Stuhl und hör' zu!"

Frau Potschka hob rasch den Kopf: „Wozu soll ich mich setzen?" fragte sie mißtrauisch, „mach, daß du dich um Pawel bekümmerst."

„Ich kümmere mich," murmelte Njerchachoff, „ich bekümmere mich sogar! Gott wird schon helfen, daß unser Paschka nicht Soldat wird!"

„Gott? — Gott?" sagte Potschka, „er sei gelobt in alle Ewigkeit! Aber das kannst du doch allein?"

Njerchachoff schüttelte den Kopf: „Nein!"

„Nein? Du kannst nicht?" rief sie, „aber Wanja, du bist krank! Hast du nicht Hunderte von protzigen Bauernsöhnchen freibekommen und schöne Rubelchen verdient?"

Iwan drückte seine Frau in einen Stuhl.

„Potschka, hör zu," sagte er. „Ich will dir was sagen. Bisher ging es dich ja nichts an. Aber jetzt, wo unser guter Pawel dran ist, muß ich dir's sagen. Ich kann — ich kann unsern Paschka nicht freimachen!"

Die Frau starrte ihren Mann mit offenem Munde an, als ob er verrückt geworden wäre.

„Ich kann nicht," wiederholte er, „hab's nie gekonnt!"

„Aber Wanja," weinte Frau Potschka auf, „hast du nicht erst im vorigen Monat den Sergej und den Iwan und den Gawrila — und wie sie alle heißen — beschützt? Hast du nicht jedesmal zweihundert Rubel bekommen?"

„Das stimmt schon. Wenn einer freikam, habe ich das Geld gekriegt. Aber es war Gottes Wille. Siehst du, Potschka," fuhr er fort, „es ist ja so ein schönes Geschäft. Die dummen Bauern kommen und zahlen — nun, und die Söhnchen gehen zum Doktor. Mancher ist untauglich, dann jagt ihn der Doktor fort, und der Bauer denkt, daß ich ihn freigemacht habe und freut sich. Und kommt der Junge nicht frei, so gebe ich das Geld zurück und sage, daß er zu stramm war!"

Die Frau trocknete sich die Augen: „Du kennst also da oben —" sie machte eine unbestimmte Bewegung mit der Hand — „niemanden? Der Oberdoktor ist gar nicht dein Freund?"

„Leider nicht," bestätigte Iwan Njerchachoff traurig, „ich kenne keinen Doktor und niemanden. Wenn Gott wollte, hab' ich das viele schöne Geld verdient. Gott wird auch unserm Pawel helfen!"

Aber Frau Potschka schlug die geblümte Schürze vor das Gesicht und fing bitterlich zu heulen an.

— Erhöhte Ansprüche. — Musikenthusiast (im Theater, als der Tenor ein Lied herausschmettert, ganz begeistert zu seinem Nachbar): Hören Sie doch nur! Hören Sie doch diese wunderbare Höhe!

Nachbar: Ick weeß nich — Höhe imponiert mir nu ja nich! Komme allerdings i'rade aus den Alpen!